

OLIVIER PAUVERT

# NOIR

Aus dem Französischen  
von Oliver Ilan Schulz

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

## ZUM BUCH

In Nizza wird ein unschuldiger Hochzeitsgast wegen des vermeintlichen Mordes an einer jungen Frau festgenommen. Auf dem Weg zur Polizeistation verunglückt der Wagen, der Verdächtige kann entkommen. Als er sich mühsam durch einen geheimnisvollen Park kämpft und nach Paris zu seiner Familie gelangt, erkennt ihn seine Frau nicht mehr. Mit Schrecken muss er feststellen, dass seit dem Unfall zwölf Jahre vergangen sind. Frankreich hat sich in einen totalitären, rassistischen Überwachungsstaat verwandelt. Und auch mit ihm selbst geschieht Seltsames: Er hat kein Spiegelbild mehr und kann andere Menschen durch die Kraft seines Blickes töten. Hilfe bekommt er nur von den Schwarzen, die als Geächtete im Untergrund leben. Als wandelnder Toter zieht er in einen brutalen Rachefeldzug ...

Noir ist die beklemmende, verstörende Vision einer womöglich gar nicht so fernen Zukunft. Es ist eine Welt, in der Ethik und Gemeinschaftssinn nichts mehr gelten, ein Staat, der durch die von sozialen Ungleichheiten ausgelösten Unruhen alle Menschenrechte aufgegeben hat und seine Bürger in willenslose Gespenster verwandelt hat. Fesselnd und hochspannend ist dieser Roman ein hellsichtiger Kommentar zu den politischen Entwicklungen unserer Zeit.

## ZUM AUTOR

Olivier Pauvert ist 35 Jahre alt und arbeitet als Pharmazeutiker in einem kleinen Dorf im Südwesten Frankreichs. Mit Noir, seinem Romandebüt, gelang ihm in Frankreich auf Anhieb ein Bestseller, für den er den Carrefour-Preis gewann. Derzeit schreibt er an seinem zweiten Roman.

*Den japanischen Kaffeemühlen*

Ich nehme gerade einen tiefen Zug von dem Joint, als das Geräusch erneut zu hören ist. Überrascht drehen wir uns zu der Böschung um, von der das Raunen kommt. Nach einigen Sekunden folgt ein Gurgeln, ein feucht klingender Seufzer. Der andere schaut mich an, ich weiß, was er denkt: Hinter diesem Hügel sind zwei Spaßvögel, die das kühle Gras und die tiefe Nacht nutzen, um eine Nummer zu schieben. Ich stelle mein Glas ab, kichere und drücke ihm den Stummel in die Hand. Auf allen vieren kriechen wir den kleinen Hügel hoch. Da unten ist wirklich eine Venus. Nackt. Sie ist mit einem Draht an einem Baum aufgehängt, ihre Füße schaukeln zehn Zentimeter über dem Boden, der schwarz ist. Schwarz vor Blut. Der Körper ist aufgeschlitzt, und die Eingeweide quellen aus ihrem Bauch heraus. Sie verströmt eine unerträgliche Pestilenz, den Gestank des menschlichen Inneren, den Gestank des Fleisches. Ich kenne diesen Geruch, ich habe ihn bei meinem Aufenthalt in einer Reanimationsabteilung erlebt, Nachspiel einer Verfolgungsjagd in volltrunkenem Zustand. Weil ich Wiederholungstäter war, kassierte ich sechs Monate gemeinnützige Arbeit, die mich, laut Euer Ehren, wieder zu einem verantwortungsvollen Bürger machen sollten. Sechs Monate musste ich die Schüsseln im Vorzimmer des Jenseits leeren, eine Art Boudoir, in dem man verkabelt und durchgecheckt wie eine start-

klare Ariane auf das Ende des Countdowns wartet, danach Abflug zu Petrus (oder Paulus oder Jakob, das nehmen die nicht mehr so genau). Ein junger Arzt aus Luxemburg hatte mir vorgeschlagen, bei der Autopsie eines armen Wichts dabei zu sein, der an seinem Kompott erstickt war. Das war mein erstes Zusammentreffen mit dem toten Fleisch und seinem Geruch. Es hatte nichts mit einer langsamen Gewöhnung zu tun, nein: Das war die geballte Ladung. Der Tod von außen, der Tod von innen, ja, sogar von den einzelnen Stückchen des Inneren aus betrachtet.

Die junge Frau vor mir ist jedenfalls tot, daran besteht kein Zweifel. Der Draht hat ihr die Kehle bis auf die Wirbel eingeschnitten, ihr rechtes Auge ist ausgestochen. Gebannt beobachte ich ihr Pendeln. Ich spüre meinen Körper nicht mehr. Der andere übergibt sich im Stehen, dann erneut auf Knien und schließlich nochmals, hustend auf allen vieren, bis sein Magen nur noch schmerzhaftes Spasmen hervorbringt, ein gelblicher Gallefaden verbindet ihn mit dem Boden. In diesem Augenblick bin ich nur noch kalter Geist in einem Körper aus Stein. Ruhe kehrt ein. Alles erstarrt. In der Ferne unterscheide ich jede Straßenlaterne der Stadt. Ich weiß um jeden Ast in dem Baum, und auf jedem Ast um jedes der Blätter, die unzählige Raupen im Zeitlupentempo fressen. Ich sehe an dem Körper jede Wunde, jeden Stich, die seltsame Form, die der zerschmetterte Schädel angenommen hat; ich fühle, wie sich die Wärme der Leiche gleich einem Schwarm Nachtfalter in der Luft verflüchtigt. Ich erkenne sie. Es ist die junge Frau aus der Bar, die barfuß herumlief.

Später sitze ich im Gras. Über mir ritzt die Morgendämmerung mit einem Schwarm rosa Wolken den Himmel auf. Neben mir bemüht sich ein Mann, mich wieder

in die Realität zurückzuholen. Ich weiß nicht, wie lange ich hier wie erstarrt saß, versunken in der Betrachtung des Baums und der daran aufgehängten Frucht, das Bewusstsein gänzlich aufgelöst in diesem Bild. Das Loch 18 wird lange Zeit nicht mehr gespielt werden können. Der Rasen ist jetzt zu einem bunten Parkplatz geworden, mit roten, blauen und weißen Autos und Mannschaftswagen, die mit still drehenden Warnlichtern gekrönt sind. Die Fahrzeuge haben tiefe Reifenspuren in die gepflegte Rasenfläche gegraben, fluoreszierende Bänder ziehen ein wundersames Flechtwerk, das mysteriöse Zonen absteckt. Während ich mich aufrichte und andeutungsweise meine Personalien stammele, kommt es mir so vor, als würde ich mich in dem engsten Kreis befinden. Der Kreis, in dem alles zusammenläuft. Der Kreis mit dem Baum und dem Mädchen.

Ich werde durchsucht, in Handschellen gelegt und mitgenommen. Das ist meine zweite Fahrt in einer Wanne. Unter anderen Umständen wäre ich gerührt gewesen. Ich erinnere mich an dieses glorreiche Gefühl, an diesen Taumel, als ich, noch minderjährig, von den Bullen eingebuchtet wurde, Begründung: Spielt Flipper, ohne das erforderliche Mindestalter erreicht zu haben. Ein über-eifriger Beamter hielt es für angebracht, mein Akne-gesicht aufs Revier zu bringen, er war der Ansicht, dass es sich zwischen Syphilisgeschwüren und Riesenkabunkeln gut machen würde. In der Nacht hat mein Großvater, der alte Stroppinni, mich rausgeholt. Steif und stolz stand er mitten zwischen den Fixern und Schnapsleichen. Die Akne ging vorbei, die Geschichte ist geblieben.

Ich steige ein. Der kleine Polizeitransporter stinkt wie ein ganzes Kommissariat. Als hätte sein abgenutztes

Blech den Geruch aller Ärsche aufgesaugt, die jemals dort gegessen haben. Es stinkt nach alten Pennern, Hurendreck und Bullenschweiß. Der andere wird mir gegenübergesetzt; mit glasigen Augen und grünlichem Gesicht betrachtet er den Morgen durch das vergitterte Fenster. Zwei gewaltige Fleischberge in Uniformen der Staatspolizei bewachen uns, für den Fall, dass. Für den Fall, dass etwas passiert, dass sich unser verkatertes Bewusstsein regt und uns der Restalkohol in gefährliche Raufbolde verwandelt. Sie können beruhigt sein: Es wird nichts geschehen. Wir bleiben brav an die Eiweißmonster gekettet. Unser Unglücksgefährte springt an, dann wirbelt es durch das Hinterland von Nizza mit seinem bonbonfarbenen Himmel. Ich versuche zu denken, mich zu erinnern, wie alles angefangen hat. Die Hochzeit, der Club, die fein gekräuselte Wasseroberfläche, ein festlicher Abend, bei dem sich nur einige wenige übergeben mussten, kulinarische und modische Höhenflüge, einzelnes Gelächter: jeder für sich, Bacchus für alle. Plötzlich denke ich an meine Frau, an meine Kinder. Unruhe ergreift und umfängt mich, ein blitzartiger Kuss der Panik. Endlich hat die Angst mich aufgerüttelt, und ich wage zu sprechen: »Wo fahren wir hin?«

Der Beamte zu meiner Rechten reckt den Kopf hoch und schaut zu mir herab. Er antwortet verächtlich: »Sei still.«

Seine Stimme ist tief, fast unhörbar.

»Ich möchte telefonieren. Wo fahren wir hin?«

Er sieht mich immer noch an, in seinem schnauzbärtigen Gesicht glänzt die Flamme des Triumphs auf. Kein Triumph wie die Besteigung des Mount Everest, nein: der Triumph der Wahlsieger. Sie hatten Ordnung

versprochen, eine energische Miliz, eine wirksame Justiz und ein langes Leben für Guillotin. Und das Volk rief: Mehr davon! Weiter so! Weiter so!, als der Wahlgasmus nahte. Diese ganztägige Vereinigung in der Enge der Wahlkabine gebar eine neue Art der Regierung, eine vielköpfige Hydra charismatischer Führer. Natürlich gab es einige, die die Legitimität dieser neuen Ordnung bestritten, die Zweifel äußerten an der Uneigennützigkeit der Vorhaben, der Notwendigkeit der Säuberungen und der Hygiene in den Lagern. Aber die Aufstände wurden, so hieß es, friedlich und unter Achtung der individuellen Freiheitsrechte beendet. Tatsächlich wurde im Herbst alles ruhig. Die Kritik schwand mit dem Grün der Bäume. Sie verschwand Blatt für Blatt in den frühen Morgenstunden, wenn es an die Türen wummerte, oder gleich den fallenden Blättern ganzer Wäldchen an den Tagen der großen Razzien. Danach gewöhnten wir uns an die eisige Stille des Winters.

Schließlich wendet er sich von mir ab und lächelt seinen Kollegen von unten an, bevor er mir in einer fast zärtlichen Geste mit der Hand durch die Haare fährt.

»Wen willst du anrufen, hm? Warum jetzt noch auf irgendeine Veränderung hoffen? Die Dinge müssen ihren Weg gehen.«

Nach einer Pause fährt er fort: »Du hast gute Arbeit geleistet, aber jetzt ist es an der Zeit, dich loszuwerden.«

Der Wagen springt noch immer von Schlagloch zu Schlagloch, ein Armageddon für Stoßdämpfer. Jede in halsbrecherischer Geschwindigkeit genommene Kurve wirft mich auf dieser Eisenbank nach links und rechts. Auch ich habe mich inzwischen damit abgefunden, dort stillschweigend meinen Geruch zurückzulassen. Ich blute

aus Nase und Ohren. Der andere beobachtet mich eine Weile, dann schließt er die Augen. Ich sehe, wie sich sein Brustkorb schwach und unregelmäßig hebt. Ich weiß, dass wir nicht zur Hauptwache in der Stadt fahren. Ich weiß nicht, wo man uns hinfährt, aber es begleitet uns kein anderes Fahrzeug mehr. Wir sind allein, und ich sage mir, dass wir wahrscheinlich eher zum Golgotha als nach Sing-Sing fahren. Eine ziemlich lange Zeit sagt niemand etwas, bis schließlich einer der Bullen aus der vorderen Kabine die Trennscheibe aufmacht, uns einen Augenblick abschätzig mustert und zu unseren Bewachern sagt: »Wir sind bald da, seid ihr alle so weit?«

Die anderen nicken. Dann dreht er sich zu mir: »Deine Zeit geht zu Ende. Nichts für ungut, ja?«

Der Wagen jault jetzt über eine Serpentinstraße, die den Berg hinauf einer unbekanntenen Verheißung entgegenstrebt. Die Reifen quietschen in jeder Kurve wie geschundene Kinder. Danach beginnt eine lange und hoch gelegene Straße am Rande eines tiefen Abgrunds. Wir schießen mit Lichtgeschwindigkeit dahin, bis der Fahrer sich schließlich dazu durchringt, mit seiner dicken Quadratlatzche diesen Dreckshaufen von einem Bremspedal platt zu treten: Wir sind da.

Diese Gewissheit dauert aber nur ein paar Sekunden, solange bis das Geheul der Kinder-Reifen eine verzweifelte Tonlage erreicht und dann schlagartig aufhört. Wir fliegen. Der Beamte zu meiner Rechten blickt verklärt, die Hände auf seinen Knien. Er ist von seinem Sitz abgehoben, hat eine langsame Drehbewegung um die eigene Achse begonnen und kreist buchstäblich um seinen eigenen Nabel. Wir sehen uns an, wir sind ja mit Handschellen aneinandergekettet. Er scheint wie ich ganz ergriffen von

dieser plötzlichen Schwerelosigkeit, aber er hat kaum den Mund geöffnet, als eine göttliche und richtende Hand den Transporter mit unbeschreiblichem Getöse zerstäubt. Irgendein physikalisches Gesetz schleudert mich in die Luft, von dort beobachte ich, wie das Fahrzeug weit unter mir zerschellt, und wie es noch bis über das Tal hinaus in einem Regen aus Stahl und Plastik niedergeht. Ich habe den höchsten Punkt meiner Flugbahn überschritten und falle auf die schäumenden Wipfel eines Meeres aus Bäumen zu. Als ich dann eintauche, vermischen sich Himmel und Erde zu einem epileptischen Brodeln.

## II

Ich liege auf dem Rücken unter einer riesigen Eiche. Ich empfinde keinerlei Schmerz. Der Tod scheint mich nicht zu wollen. Er hat mir nicht einmal Prellungen verpasst oder ein paar Knochen gebrochen wie ein in mein Gesicht geschleuderter Fehdehandschuh. Ich bleibe einige lange Minuten liegen und betrachte die krampfaderartigen Linien, die die Zweige im Himmel zeichnen, bevor ich mich behutsam aufsetze und umsehe. Die rettende Eiche gedeiht in einem großen, dunklen Park voll knorriger und ehrwürdig alter Baumarten. Zwischen den friedlichen Stämmen und murmelnden Steinbecken schlängeln sich schmale weiße Alleen. Am Waldrand gesellt sich ein graues Mäuerchen zu den Bäumen und umfriedet den Park. Es grenzt einen Grünstreifen ab, in den breite Steinplatten eingelassen sind und dessen Ende in beide Richtungen nicht abzusehen ist. In der Ferne verhängt ein kalter und verschwommener Dunst die Berge. Lange höre ich dem Plätschern des Wassers zu. Nach einer Weile fühle ich mich kräftig genug, um aufzustehen. Ich bin unverletzt, aber erschöpft. Mein rechtes Handgelenk ist schwer. Ich schaue an mir herunter. Es hängt immer noch mit den Handschellen an dem fliegenden Beamten, von dem aber lediglich ein Arm übrig ist, ein gewaltiger Gorillaarm, roh an der Schulter abgetrennt, aus dem Armende sprießt nun ein Strauß Nerven und Sehnen. Das Werk eines Pfu-

schers, sage ich mir. Der Tod verzichtet oftmals auf die Eleganz, die wir glauben, von ihm einfordern zu können, und es ist ihm völlig gleichgültig, wie die Sache vonstatten geht, solange nur das Ergebnis stimmt. Ich spähe in alle Richtungen und finde keine Spur weiterer polizeilicher Überreste, also klemme ich mir den Arm unter den Arm und stoße vor bis zur Brüstung. Der weiße und spitze Rollsplitt der Allee drückt sich schmerzhaft in meinen Fuß: Ich habe einen Schuh verloren und von meinem Strumpf ist nur noch das Gummiband da. Als ich eine Pause mache, um an meiner Person eine kurze Inventur vorzunehmen, stelle ich fest, dass mir auch die linke Hälfte meiner Hose und sämtliche Hemdknöpfe fehlen. Ich beschließe, darüber hinwegzusehen; ich laufe im Gras weiter und trage diesen lästigen Arm, der unentwegt auf mein nacktes Bein tropft. Ich lasse die Bäume hinter mir und gehe vor bis zur Balustrade. Weit unterhalb des verzierten Mauerchens reißt ein lärmender Wildbach das Wasser der Berge fort, die mich überragen. Ich drehe mich um und betrachte sie. Der Park liegt auf halber Höhe einer steilen Felswand, in die er eine dunkle und tiefe Stufe gräbt. Seine immensen und würdevollen Bäume heben sich von den schwarzen und bedrohlichen Pinien ab, die über die Steinwüste auf der anderen Seite verstreut sind. Ganz oben, fünf- oder sechshundert Meter über den Zedern und Eichen, kann man die Straße erahnen, von der wir abgekommen sind. Wenn es jemals einen schwindelerregenden Sturz und eine unglaubliche Rettung gegeben hat, dann diese. Ich schaue nach rechts und entschieße mich, die kleine, verzierte Mauer entlangzulaufen, die zwischen mir und dem Abhang steht. Dort bilden Steinplatten einen schmalen, mit Grasbüscheln durchzogenen

Weg, dessen Ende ich nicht absehen kann. Ich gehe langsam, von Zeit zu Zeit muss ich über die Wasserrinne einer Quelle im Unterholz steigen. Das Wasser ergießt sich mit kristallinem Glucksen in die Talsohle. Die Zeit verrinnt tröpfchenweise, während ich diesem alten Weg folge, der allmählich in Richtung der Berge abbiegt. Ich könnte nicht sagen, wie weit ich so laufe. Ich gehe und beobachte, wie sich mit der Nacht langsam der Dunst herabsenkt, die Berge von oben schluckt und die Landschaft um mich herum in bläuliches Licht taucht. Am Abend ist auf der rechten Seite endlich ein Durchbruch mit einer Esplanade voller Gräser und Farn zu sehen. Im Zentrum befindet sich ein beeindruckendes Haus mit Mauern aus weißem Kalk und roten Ziegeln, dessen Dachfirst ein Giebel aus geschnitztem Holz schmückt. Das Haus hat vier Etagen, zahlreiche große Fenster gehen auf das Tal hinaus. Das Gebäude wirkt unbewohnt, erstarrt in vergangener Pracht, und nun schwindet auch das Tageslicht unerbittlich dahin. Während ich auf die Fassade und ihre weit hochgezogene Freitreppe blicke, kann ich mir einen Empfang aus den wilden Zwanzigerjahren vorstellen, mit paillettenbesetzten Kleidern und Taschenuhren. Ich setze mich auf die Brüstung und versinke in der Betrachtung dieses Gemäuers aus alten Zeiten. Nach einer ganzen Weile trinke ich auf Knien aus einem kleinen Bach. Als ich mich der Behausung nähere, lösen sich riesige schwarze Windhunde aus dem Schatten des Waldes, sie erinnern an entflozene Höllendiener. Unentschlossen halte ich einen Augenblick inne, dann beschließe ich, die Treppen hinaufzusteigen, ohne sie weiter zu beachten. Mit geräuschlosen, flüssigen Bewegungen fliegen sie auf mich zu, schnuppern, streichen um mich herum und bleiben mir bei meinem Auf-

stieg dicht auf den Fersen. Ich habe keine Angst, mir ist, als würde ich sie schon kennen, als hätte ich ihren fiebrigen Blick schon gekreuzt, in irgendeinem Traum von jagenden Dämonen. Der größte Hund reicht mir bis zur Brust, seine Schnauze ist zierlich, sein Hals kräftig, und wenn er läuft, überziehen Wellenbewegungen seinen Rücken. Sein Blick durchbohrt mich, er sieht in mich hinein, denn diese Tiere sind zweifellos vom selben Blut wie Einhörner und andere Fabelwesen wie Pegasus, Tarasque oder Cerberus. Ich reiße mich von seinen Augen los und baue mich vor der Tür auf, an der es weder Klingel noch Klopfert gibt. Zögerlich drücke ich sie auf. Sie öffnet sich lautlos. Ich trete ein. Die Hunde folgen mir nicht. Vielleicht haben sie Angst.

Ich betrete die Diele des unbewohnten Hauses. Der Gips hat sich von der Decke gelöst wie Ekzeme, deren Schuppen über den mit weißen und schwarzen Marmor gefliesten Boden verstreut sind. Dahinter liegen einige leer stehende Räume, Salons ohne Möbel, verstaubte Holztäfelungen und mit Grünspan überzogene Badewannen. Im Zentrum eines weitläufigen Saals gewährt ein schmiedeeisernes Treppenhaus Zugang zu den anderen Stockwerken und trägt ein gewaltiges Oberlicht, in dem sich das schwache graue Abendlicht verliert. Ich gehe näher hin. Die Treppe gräbt sich in den Boden. Aus der Tiefe höre ich das feuchte Tropfen einer Gruft und ein Weinen, das Weinen eines Erwachsenen, wie eine schwache Litanei. Zum ersten Mal seit meiner Ankunft in diesen Gärten werde ich mir der Seltsamkeit des Ortes bewusst und der Beklemmung, die er in meinem Körper auslöst. Eine schreckliche Angst übermannt mich: Wann begannen mir die Ereignisse zu entgleiten? Ich denke an die

Worte des Polizisten im Transporter zurück: Ja, die Dinge entgleiten mir, wie dieser lange Marsch, der mich nirgendwohin geführt hat, nämlich hierher. Diese Hunde, dieses Weinen. Wo bin ich? Gibt es ein Telefon? Nein, ich hätte draußen Leitungen gesehen, und bei genauerer Betrachtung gibt es nicht einmal Strom, kein Schalter, keine Leitung, keine Lampe, nichts. Ich mache einen großen Bogen um die klaffende, mit Eisen umgebene Öffnung, die in das nasse Innere der Berge abtaucht, und nähere mich der Tür, die auf die Rückseite des Hauses hinausgeht. Es ist eine große hölzerne Flügeltür mit bunten Glasfenstern. Meine Hoffnung wächst, denn ich habe beschlossen, dass sie zuletzt sterben soll. Aber die Tür führt nur in die stille Abenddämmerung, zum Wald und zu den Hunden, die ich als schwarze Bewegungen in den Schatten erahne. Dahinter verschwindet der Weg unter dem Blattwerk, wo es schon dunkel ist. Um Essen, einen Schlafplatz und Bekleidung zu finden, werde ich wohl noch heute Nacht die anderen Etagen erkunden müssen. Morgen ziehe ich weiter, ich will nach Hause zurück. Ich gehöre hier nicht hin. Ich gehe also denselben Weg zurück, um in die oberen Stockwerke zu gelangen. Dafür muss ich an der Treppe vorbei, die in den Keller führt. Die Klagen dauern an, vermischt mit kränklichem Husten. Ich wage nicht hinunterzusehen. Wer lebt da unten? Warum dieses Weinen? Warum habe ich dieses unsagbare Gefühl in mir? Als ich mühsam die Stufen hinaufsteige, sage ich mir, dass ich morgen ein Werkzeug finden und diesen lästigen Arm loswerden muss. Jetzt ist es zu dunkel, ich sehe fast nichts mehr. Auf dem Treppenabsatz angekommen, betrete ich das erstbeste Zimmer, spähe eine Ecke aus und kauere mich hinein. Nachdem ich eine Ewigkeit dem Tropfen

und Wehklagen der Erde gelauscht habe, scheine ich endlich einzuschlafen.

Im nächsten Moment ist es helllichter Tag. Durch die Fenster erleuchtet eine grelle, orange Morgensonne das Zimmer, in dem ich geschlafen habe. Im Haus ist alles ruhig. Es scheint von seinen Bewohnern und Bediensteten verlassen, wenn es jemals welche gegeben hat. Alte Zeitungen liegen über den Boden verstreut. Ich werfe einen Blick darauf, sie scheinen von der Zeit versteinert zu sein: *L'Aurore* vom 30. April. Ich überfliege die Artikel aus einer vergangenen Zeit, betrachte die Fotos von längst vergessenen Leuten. Plötzlich lässt mich ein Knarren aufblicken, ich springe hoch und taumele. Es ist fast sechs- und dreißig Stunden her, dass ich etwas gegessen habe und dass ich diesen Arm wie eine ermüdende Fleischkugel hinter mir herzerre. Einen Moment lang überlege ich, ob ich mich an ihm weiden soll, ihn mit den Zähnen zerfetze und loswerde, indem ich ihn verzehre und so zwei Fliegen mit einer Klappe schlage. Aber es wäre besser, ihn vorher zu kochen. Rohes Fleisch ist nicht bekömmlich, es gibt Krankheiten und Parasiten. Leider habe ich nichts, um so einen Brocken zu braten. Nein, ich brauche ein Messer, jawohl, ein Messer, um ihn zu zerlegen. Ich gehe raus auf den Treppenabsatz und rufe. Meine Stimme ist von der nächtlichen Kälte rau geworden und bricht wie die eines schwindsüchtigen Rauchers. Das Geräusch schien von einer der oberen Etagen zu kommen. Ich rufe noch mal. Keine Antwort. Ich gehe zur Treppe, um in den zweiten Stock zu steigen, und schaue nach oben. Aus dem Oberlicht blendet mich ein brennendes Licht, das mich anzieht. Ich will die Stufen erklimmen, als ich erneut das Quietschen vernehme,

diesmal von unten. Ein hölzerner Rollstuhl durchquert die Halle. Darin sitzt ein junger Mann, er ist fettleibig und mongoloid. Ich beobachte ihn, während er mit seinen kurzen und dicken Armen den Rollstuhl bewegt, er sieht mich an, lächelt mir zu und sagt: »Guten Morgen, ich habe auf Ihr Erwachen gewartet. Ich habe Sie gestern hereinkommen hören, und ich weiß, dass Sie mit meinen Hunden Bekanntschaft gemacht haben. Sie haben es mir erzählt. Es sind schöne Tiere, die in den Herzen der Verirrten lesen können, denn Sie haben sich ja verlaufen, oder? Später habe ich Sie beim Schlafen beobachtet, nicht lange, denn wir haben sehr viel Besuch jetzt, aber immerhin eine Weile. Glücklicherweise lassen die Hunde nicht alle ins Haus.«

»Besuch?«

»Ja, alle, die durch Ariel zu uns kommen.«

Er seufzt und hält einen Moment inne, um mich zu mustern. Während ich die Treppen heruntersteige und wie immer den Arm hinter mir herschleife, beobachtet er mich und ich ihn ebenso. Seine Ausführungen entsprechen nicht dem, was man erwarten würde. Ich glaube mich zu erinnern, dass manche Menschen mit Downsyndrom beträchtlichen Verstand entwickeln können, etwa so viel wie ein aufgewecktes Kind, aber er ist anders: Er ist nicht der, der er zu sein scheint. Ich sehe seine Lippen, die sich nicht zu den Worten bewegen, seine dicke, heraushängende Zunge, den Sabber, der auf sein Hawaiiemhd läuft, die Blasen in seinem Mund und seinen wiegenden Kopf. Schließlich holt er Luft und fährt fort: »Sie müssen Hunger und Durst haben, denn Sie hatten einen weiten Weg bis hierher. Kommen Sie mit, wir werden uns ein wenig unterhalten.«

Seine kleinen Wurstfinger erfassen die Laufräder des Rollstuhls. Er dreht um und fährt langsam auf den Eingang an der Waldseite zu. Er öffnet die Flügeltür und rollt hinaus. Ich gehe ihm nach. Das makellose Blau des Himmels blendet mich. Links steht hier ein an das Haus angebauter Holzschuppen. Im Halbdunkel des vorherigen Tages hatte ich ihn nicht bemerkt. Diese Seite des Gebäudes liegt im Schatten und bewahrt noch die Frische und Feuchtigkeit der Nacht. Er rollt bis zur Hütte, dabei folgt er einem schmalen Weg entlang der Mauer, der sich im Lauf der Zeit durch sein Hin- und Herfahren eingegraben hat. Im Gras schlafen die fünf Hunde, sie sind riesig und schimmern bläulich im Tageslicht, auf ihrer Brust glänzt ein weißer Fleck. Als sie mich vorübergehen sehen, heben sie die Köpfe und mustern mich abschätzig. Wir treten ein; ein Tisch, ein Stuhl, ein Strohsack, eine Emailkanne und ein Wandschrank, den er aufmacht. Ich schließe die Tür und setze mich. Er reicht mir eine Dose Katzenfutter.

»Besteck ist in der Schublade. Ich habe leider kein Brot. Danach kümmern wir uns um den Arm. Wonach steht Ihnen der Sinn: eher Chirurg oder Mechaniker?«

»Eher Mechaniker.«

Erneut öffnet er den Wandschrank, schließt ihn wieder, durchsucht die Schublade und dreht sich dann zu mir.

»Nein, das ist nicht möglich, ich habe kein Werkzeug. Hier ist schon lange nichts mehr, müssen Sie wissen. Nur ich bin noch da. Sie haben nur mich und die Hunde zurückgelassen, für die Verirrten, ich habe es Ihnen schon erklärt. Für eine Angelegenheit wie diese haben wir hier ein Messer an der Wand hängen.«

»Wer hat Sie hier zurückgelassen?«

Der Titel erschien 2005 in der Originalausgabe NOIR  
bei Éditions Denoël, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC-zertifizierte Papier *München Super*  
liefert Mochenwangen.

Redaktion: Babette Kraus

Vollständige deutsche Erstausgabe 03/2007

Copyright © 2005 by Olivier Pauvert

Copyright © dieser Ausgabe 2007 by

Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2007

Umschlagfoto: © Isabelle Rozenbaum & Frederich Cirou / getty images

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,  
München - Zürich

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-67522-3

[www.heyne-hardcore.de](http://www.heyne-hardcore.de)